
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 252 Bydgoszcz / Bromberg, 4. November 1938

Die Freien vom Freital

Ein Roman aus den Bergen
von André Mairock

(5. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

4. Liebe im Schwarztann.

Die Wirtsstube „Zur Rabenfluh“ war heut noch zu später Abendstunde beleuchtet. Es war das nichts Ungewöhnliches; denn oft kamen die Grenzjäger spät von ihrem Dienstgang heim, und ehe sie sich zur Nachtruhe begaben, gossen sie gern noch einen Krug Bier hinter die Binde. Heute aber waren es andere Gäste, die so spät noch in der Stube saßen, und nicht grundlos: Säumer, die, vom Tannheimer Tal kommend, den Schwarztann passierten, hatten die große Neuigkeit hinterlassen, daß es an der Jochstraße zwischen den Kaiserlichen und den Franzosen zu einer blutigen Schlacht gekommen sei, und da es den Franzosen nicht gelang, ins Tannheimer Tal einzudringen, irrten sie jetzt in vielen kleineren Abteilungen im Gebirge herum, um in den kleineren, ungeschützten und unbewehrten Tälern ihre Gewalt zu üben. Dieser Bericht hatte die Schwarztannler in keine kleine Aufregung gebracht. Wie ein Lauffeuer verbreitete er sich über das ganze Tal und rief überall die Männer zu beratenden Aussprachen zusammen. Sogar in die Siedlung der „Halbjährigen“ war die Botschaft der Säumer gedrungen, und auch hier ließen die Männer die Arbeit stehen und versammelten sich in der Rabenfluh, um ihre Meinungen und Sorgen zum Austausch zu bringen. Zuerst war es ein aufgeregtes Hin und Her. Die ganz Ängstlichen forderten eine sofortige Ausstellung einer Wache, andere wieder, besonnenere Männer, riefen zur Ruhe und Ordnung, bis schließlich Konrad Immler gewaltig über den Tisch schlug und die aufgeregten Schreier zum Schweigen brachte. In einer kurzen Rede legte er ihnen auseinander, daß die Entscheidung über das, was zu tun sei, allein beim Schultheißen liege, und Johannes Aigner sei wohl der rechte und beste Mann hierzu. Sei aber eine Beratung notwendig, so seien immer noch die Freien vom Freital da, die den Schwarztann allzeit würdig vertreten und vor Elend und Not bewahrt hätten. Man müsse also ruhig abwarten, bis Johannes Aigner gesprochen habe . . .

Allmählich stellte sich auch die Ruhe wieder ein, aber es dauerte immerhin noch ein paar Stunden, bis der letzte „Halbjährige“ das Wirtshaus verlassen hatte, um nun auch die Seinigen daheim zur Ruhe und Ordnung zu gemahnen . . .

Einer aber blieb zurück: der Klausenjörg. Sein Gesicht zeigte eine offensichtliche Teilnahmslosigkeit, als ginge ihn das alles gar nichts an. Die Mundwinkel waren spöttisch herabgezogen, und ab und zu kniff er die Augen zusammen, als bereite ihm die Aufregung der Heimatgenossen ein stilles Vergnügen. Und doch zitterte seine Hand merklich, wenn er nach dem Krug langte, um ihn oft in einem Zug zu leeren.

Konrad Immler begleitet jeden einzelnen seiner Gäste bis vor die Türe, um ihnen nochmals ruhigen Mut einzureden. So war er öfter einige Minuten abwesend. Dies benützte der Bursche jedesmal dazu, Zenzl bei der Hand zu ergreifen und aufzuhalten, wenn sie gerade in seiner Nähe vorbeiging.

Das Mädchen wehrte ihn jedesmal mit einem zurechtweisenden Blick ab. „Sei gscheit, Jörg! Laß dös, und tu nit soviel trinken!“

Als sie aber einmal längere Zeit allein in der Stube waren, stand er plötzlich auf und ging auf sie zu: „Warum gohst du mir allewil aus 'm Weg, Zenzl? — Und dös ernsthaft Gsicht! Du wirst doch nit glauben, was die Säumer sagen? Lutter Lügen sind's, was man über d' Franzosen hört! — Oder hast du sonst ebbas, was dich druckt? Früher bist du allewil so nett zu mir gsi, m'r hend uns verstanden und vertragen wie keine anderen zwei im Schwarztann. — Und jetzt? — Red, ist's der Heinrich? Oder . . . oder ist's der andere?“

„Laß mich doch gehn, Jörg“, sagte sie unwillig über seine Aufdringlichkeit.

„Dann sag mir bloß, magst du mich noch . . . oder magst mich nimmer?“

„Dös kann i jetzt nit sagen! Du hast heut wieder zviel trunken, Jörg!“

Der Bursche biß sich in die Lippen. „I bin beim vollen Verstand und weiß recht gut, was i sag! — I halt's jetzt nimmer länger aus, i muß es wissen! Red, ist's der Scheibenhof-Heinrich oder . . .?“

Er brach jäh ab; denn eben war die Tür aufgegangen und herein kam der Schulmeister . . .

Eine Weile herrschte Totenstille in der Stube. Alle drei empfanden in gleicher Weise das Unangenehme dieser Augenblicke.

Der Schulmeister blieb an der Türe stehen wie einer, der sich nicht recht schlüssig ist, wo er sich hinsetzen soll. Zenzl zupfte verlegen an ihrem Mieder herum und wagte lange nicht aufzuschauen —, bis der Klausenjörg, der den Schulmeister mit einem giftigen Blick begrüßt hatte, ein Geldstück klirrend auf den Tisch warf. „Nimm's, es wird so stimmen! I spür's selber jetzt, daß i heut z'viel gsoffen hab!“ Auf seinem Gesicht lag ein beißender Spott und eine ohnmächtige Wut, als er ohne Gruß rasch die Stube verließ . . .

Zenzl räumte die leeren Krüge vom Tisch weg und wischte mit einem Tuch darüber.

„Es ist heut a bißle später geworden, aber da ich bei euch noch Licht gesehen hab . . .“ begann der Schulmeister, vollendete aber nicht, weil von draußen die Stimme des Klausenjörg zu hören war, der einem anderen etwas zurief und dann in ein rauhes, höhnendes Gelächter ausbrach, das sich immer mehr entfernte, woraus man schließen konnte, daß er sehr rasch talwärts lief . . .

„Er hat heut wieder amal z'viel trunken", suchte Zenzl ihn zu entschuldigen.

„Von Betrunkenen erfährt man am leichtesten die Wahrheit. Ich weiß, daß er mich haßt! Warum? — Komme ich ihm zu oft in die Rabenfluh?"

Zenzl zog einen Stuhl hervor und lud ihn zum Sitzen ein. Dann erzählte sie mit verhaltener Stimme: Der Klausenjörg sei immer schon ein wilder Geselle gewesen. Schon früher beim Schulgehen hätten ihn die Mädchen gefürchtet und die Buben gemieden, weil er gleich so zornig gewesen war, wenn ihm einmal der Kopf hinausgehen wollte. Das war früher. Und dann hätte sie ihn viele Jahre nicht mehr gesehen, bis er als erwachsener Bursche einmal im Wirtshaus einkehrte. Dann sei er immer wieder gekommen, und in letzter Zeit oft zweimal des Tages. Es könne schon sein, daß er in der Hauptsache ihretwegen komme, obwohl er gern und viel trank. Aber sie hätte ihm nie die kleinste Hoffnung gemacht, obwohl sie sich scheue, ihn so schroff, wie er es verdienen würde, abzuweisen . . .

Der Schulmeister hatte schweigend zugehört und verfiel für eine kurze Zeit in ein Nachsinnen. Dann neigte er ein paarmal schwerfällig den Kopf, als wollte er ihre Worte bestätigen: Er kenne heut den Schwarztann, und er wisse auch, daß es hier zahlreiche ungeschriebene Gesetze gebe, die keine mindere Geltung hätten als die geschriebenen. Den Klausenjörg fürchte er nicht, und er komme nach wie vor am Abend auf eine Stunde hierher, wenn es ihr recht sei. Es gebe nur einen Schwarztannler, vor dem er zurücktreten würde, weil er zuviel Achtung vor ihm habe, auch wenn er ihn erst seit wenigen Tagen kenne . . .

Das Gesicht des Mädchens überzog sich mit einer dunklen Röte. Er merkte das und schwieg. So entstand eine längere Pause, und so still war es jetzt in der Stube, daß man die Schläge der fernen Turmuhr zählen konnte . . .

„Wie es kommen wird, wissen wir alle nicht", griff der Schulmeister die Unterhaltung wieder auf. „Aber warum sollte die Liebe im Schwarztann anders sein als überall? — Wenn ein schönes, liebes Mädel sich zum Heiraten rüstet, dann stellen sich immer mehrere Freier ein, obwohl nur einer das Glück machen kann. Ich habe schon so manchem Paar in der Kirche das Brautlied gespielt, aber hier würde ich mir besonders viel Mühe geben, damit es auch wirklich schön wird!"

Zenzl wagte nicht zu ihm aufzublicken; es hatte sich so traurig angehört, was er da sagte, und sie fühlte das Feine, das Edle seines Herzens, das sich auch ihrem Wesen mitteilte. Sie wußte recht gut, was er mit seiner Rede sagen wollte, und wenn er sie jetzt gefragt hätte, welcher von ihnen beiden ihr der liebere wäre, dann wäre es ihr recht schwer geworden, ihm eine bestimmte Antwort zu geben; denn mächtig lebte jetzt auch wieder das Bild des anderen in ihr auf, auf den sie so viele Jahre gewartet hatte.

Aber er fragte nicht, und dafür war sie ihm sehr dankbar. Nach einer Weile ergriff er ihre Hand. „Was auch kommen mag, wir bleiben gute Freunde, Zenzl! — Wo ist der Vater?" fragte er dann in einem ganz anderen Ton. Er hätte gern noch mit ihm über die Dinge gesprochen, die den Schwarztann beträfen; denn er komme eben vom Schultheißen . . .

Zenzl stand sogleich auf und lief zu den Alpen hinüber, wo ihr Vater mit einigen Männern das Wirtshausgespräch fortführte.

Sofort eilte Konrad Immler herbei, und dann saßen die drei noch eine gute Stunde beisammen. Es waren ernste Dinge, die der Schulmeister mit dem Wirt besprach. Und Konrad Immler, der vorhin noch seine Gäste zur Ruhe und Ordnung ermahnt hatte, geriet nun selbst aus der Fassung, und voll Angst schaute er zum Klimmsteig hinüber, als müßten dort jeden Augenblick die feindlichen Krieger auftauchen. Diesmal war es der Schulmeister, der ruhig und sachlich blieb: Vor einer guten Stunde hätte der Schultheiß seine beiden Söhne zu Roß ausgeschickt, um auskundschaften zu lassen, wie weit die Botschaft der Säumer auf Wahrheit beruhe. Man brauchte also keine Überraschung zu fürchten, und was die Schwarztannler im Augenblick tun könnten, sei, daß sie ihre Stutzen nachschauten, ob sie in Ordnung seien . . .

Und während sie sich so unterhielten und berieten, trat plötzlich Heinrich Schrund in die Stube. Das kam für die anderen deshalb überraschend, weil man ihn hier seit dem Tage seiner Heimkehr nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte.

Zenzl, die eben aufgestanden war, um die Krüge neu zu füllen, blieb zuerst wie angewurzelt stehen und wechselte die Farbe, dann machte sie ein paar unschlüssige Bewegungen mit solcher Hast, daß es jedem auffallen mußte, wie weit mehr ihr der Angekommene bedeutete als sonst ein Gast. Aber nur der Schulmeister hatte das bemerkt, und auf sein Gesicht legte sich für kurze Zeit ein trüber Schatten.

Konrad Immler ging dem Künstler erfreut ein paar Schritte entgegen: Ob er nun doch einmal eingesehen habe, daß es an der Zeit sei, nach seinen Freunden zu schauen . . .?

Heinrich hörte den leisen Vorwurf, der in dieser Frage lag, und zuckte bedauernd die Schultern: Er sei in den letzten Tagen immer sehr spät vom Friedhof heraufgekommen, und heute hätte er das erstemal noch Licht in der Wirtsstube gesehen . . . Darauf setzte er sich zu den anderen an den Tisch. Sein Blick streifte das trübe Gesicht des Schulmeisters und lag dann wie eine offene Frage längere Zeit auf Zenzl, die ihm heut scheu auswich . . .

„Wie weit ist der Grabstein?" fragte Konrad Immler.

„Bis morgen abend ist er fertig."

„Dann könn mer ihn ja am Sonntag anschaun . . .?"

„Was mir an dem Stein am besten gefällt, ist der deutliche Hinweis, daß ihn ein Sohn des Schwarztanns geschlagen hat", ließ sich der Schulmeister jetzt hören. „Ich hab nie daran gezweifelt, daß es ein Meisterwerk werden wird, aber der Stein ist so herrlich, so heimatecht, daß man glauben möchte, er sei von selbst aus der Erde gewachsen."

Heinrich wollte das Lob ablehnen, aber der Schulmeister sprach noch weiter begeistert von dem Werk des Künstlers, daß auch die andern achtungsvoll zum Sohn des Scheibenhofers aufschauten.

Dann legte Konrad Immler seine Hand schwer auf die Schulter Heinrichs: Was er denn zur Botschaft der Säumer sage . . .?

„Zu welcher Botschaft?"

„Du weißt gar nix?"

„Kein Wort."

„Ja, es wird E r n s t!" nahm der Schulmeister wieder das Wort auf. „Die Franzosen kommen!"

Mit einemmal verlor Heinrich alle Farbe aus dem Gesicht. „Die Franzosen . . .? — — Jetzt? — Wo? — — Dann wundert es mich, daß wir noch so gemütlich beisammensitzen!"

„Abwarten!" entgegnete der Schulmeister, etwas verwundert über seine offensichtliche Verwirrung. „Noch sind sie nicht da, und es dürfte ihnen nicht leicht fallen, durch den Klimmsteig bei uns einzubrechen. Was wir befürchten müssen, ist eine langdauernde Belagerung."

„Unmöglich!" Heinrich war polternd vom Stuhl aufgesprungen, und er sah jetzt aus wie einer, der zum Äußersten und Letzten entschlossen ist.

Konrad Immler zog ihn beruhigend auf seinen Sitz zurück. „Wir müssen uns z'sammschließen, Heinrich, und abwarten, bis der Schultheiß g'sprochen hat! Vielleicht wird's nit so arg, und wenn, dann ist unsere Losung: Hie gut Schwarztann, allweg!"

Heinrich ließ sich auf den Stuhl nieder, gab aber keine Antwort mehr. Überhaupt schien es, als ob er an dem weiteren Gespräch nicht mehr teilnehme. Er war geistesabwesend, nachdenklich und verschlossen.

Zenzl beobachtete ihn heimlich und besorgt. So hatte sie ihn noch nie gesehen. Was bedrückte ihn? So nahe lag ihm der Scheibenhof nicht, und seine Sorge um den Schwarztann war bestimmt nicht größer als die der anderen. Fürchtete er um seine Freiheit . . .?

(Fortsetzung folgt.)

Volksmund und Jägersprache.

Zum Hubertustag am 3. November.

Von **Wilhelm Hochgreve.**

Für jeden Kunstzweig und jedes Handwerk bildete sich teilweise schon in vormittelalterlicher Zeit zunächst gleichsam unbewußt und unbemerkt eine besondere Ausdrucksweise heraus, die nach und nach zur zunftmäßigen Sprache der Gilde wurde. Sehr alt sind auch die Anfänge der Sprache der „grünen Gilde", eine feste Umgangssprache der weidgerechten Jäger, die von der allgemeinen Ausdrucksweise auffällig abweicht und sich vornehmlich im 18. Jahrhundert zu der wortreichsten und plastisch treffendsten Zunftsprache entwickelte, deren sich schon damals die weidgerechten Jäger bedienten und die heute ein jedes Mitglied der „Deutschen Jägerschaft" beherrschen muß. Hieß es doch schon in einem Jagdbuch des 16. Jahrhunderts über die Bedeutung der Weidmannssprache und die Folgen ihrer Vernachlässigung: „Wie der Jäger vom Wild bey Jägern Weydmännisch reden und das Weydemesser verhüten sölle!" Letzteres bezieht sich auf den alten, heute noch gepflegten Brauch, jagdliche Schnitzer durch einige Schläge mit der flachen Klinge des Hirtschfängers auf die Verlängerung des Rückens zu bestrafen.

Daß unsere über 3000 Ausdrücke umfassende Jägersprache, allmählich auch auf die allgemeine Umgangssprache überstrahlte und auf den Volksmund befruchtend einwirkte, versteht sich. Zahlreiche Jagdausdrücke sind seit sehr langer Zeit sprachliches Gemeingut unseres Volkes geworden. Der mit den Geheimnissen der deutschen Jägersprache weniger Vertraute kennt bei den meisten Wendungen und Wortbildern, die zahlreiche landläufige Sprichwörter geschmiedet haben, nicht ihren Ursprung und herkömmlichen Sinn . . . Wenn einer auf einen anderen nicht gut zu sprechen ist, sagt er auch: „Ich habe den Mann auf dem Strich", eine Wendung, die dem Jagdlichen abgelauscht ist und so viel bedeutet wie: „Ich ziele auf ihn." „Strich halten", sagt der Jäger, wenn die aus der Büchse verfeuerten Geschosse bei genauem Zielen ohne seitliche Abweichung stets in einer Vertikalen sitzen. „Auf dem Holzwege" ist jemand, der auf einem verfahrenen, falschen Wege ist. Wenn alles schief geht, „wirft man die Flinte ins Korn", wie das vielleicht schon mancher Jäger getan hat oder tun möchte, der immer vorbeischießt. Ebenso geläufig ist auch die Wendung „durch die Lappen („Latten" ist durch Falschhören verderbt) gehen". Wild wird durch bunte, an Leinen befestigte Lappen bei „Lappjagden" gezwungen, auf gewisse Seiten des Jagens nicht durchzubrechen, was aber nicht immer zu erreichen ist. Vielmehr geht es manchmal „durch die Lappen". In solchen Fällen heißt es „aufpassen wie ein Schießhund". Diese Redensart ist vom Jagdhund hergeleitet. Wenn der Jäger in einem Busch einen Hasen vermutet, dann klopft er wohl mit dem Jagdstock darauf, um das Wild rege zu machen. Will einer den anderen vorsichtig aushorchen, dann „klopft er auf den Busch". „Umgarnen" oder „ins Garn locken" und „auf den Leim gehen oder führen" sind Wendungen, die vom Vogelfang mit Netzen oder Leimruten hergeleitet sind. Er zählte einst zum zünftigen Weidwerk. Auch der im niederdeutschen Sprachgebiet häufige Ausdruck „beim Schlafittchen kriegen" geht auf den Vogelfang zurück. Ein entweichender Vogel kann noch rasch beim Schlagfittich ergriffen werden.

Zu der Bildung volkstümlicher Redewendungen hat besonders der Hase beigetragen. Man hat ihm Furcht angedichtet. Aber er ist nicht furchtsamer als andere ebensowenig wehrhafte Wildarten, die in der Schnelligkeit ihre beste Waffe besitzen. Das „Hasenherz" ist im deutschen Sprachgebrauch fest eingewurzelt. Der Jäger freilich gebraucht den Ausdruck höchstens „anatomisch", da er weiß, daß Meister Lampe zuweilen recht mutig sein kann, so vor allem die Häsin bei der Verteidigung ihrer Jungen gegen Krähen und anderes Gelichter. „Da liegt der Hase im Pfeffer" bedeutet, daß eine Sache nicht mehr zu retten ist. Denn wenn ein Hase erst im Pfeffer liegt, dann war er bereits einige Zeit vorher rettungslos verloren. Dagegen stammt vom Weidmann die Redensart: „Jemand an die Löffel schlagen", denn Löffel nennt er die Ohren des Hasen. Weit verbreitet ist es auch, „die Löffel steif halten". Jedenfalls hat Hermann Löns recht: „Der Hase findet nicht nur in die Küche, sondern fast ebenso oft bei der Herstellung von Sprichwörtern Verwendung. Ein Bangehase oder ein Hasenfuß ist nicht etwa ein Hase, sondern ein Mensch, der in der Vorsicht den besseren Teil der Tapferkeit erblickt und seinem Gegner dadurch, daß er einige Meilen zwischen sich und ihn legt, die Möglichkeit zur Begehung leichterer und schwererer Realinjurien raubt." —

Am Jagdhund rühmt man die Eigenschaft, „eine feine Nase" oder „gute Witterung" zu haben, die Fähigkeit, „Witterung zu nehmen" und zu „wittern". Das Sprichwort „Viele Hunde sind des Hasen Tod" bezieht sich ursprünglich ebenfalls auf die Jagdhunde.

Auch aus der Sprache der Falkner, also der mit Falken (auch Habichten) Jagenden sind einige Ausdrücke in den Volksmund übergegangen, so z. B. „Wildfang" für einen jungen, übermütigen Menschen, meist frische Mädchen; ein Wildfang ist in der Jägersprache ein Raubvogel, der in erwachsenem Zustande der Freiheit beraubt wurde, im Gegensatz zum Nestling, der jung aus dem Horst genommen wird.

Die Reihe dieser Beispiele, die den Einfluß der Jägersprache und Jagd auf die Bildung volkstümlicher Wendungen zeigen, ließe sich noch um einige Dutzend vermehren. Sie alle sind in unserer Umgangssprache tief verwurzelt und damit altes, festes Sprachbrauchtum.

Schimmernder Segen im Herbst.

Mit dem Staknetz auf Hechtfang.

Von Dr. **Fritz Skowronnek.**

Im Sommer wird der Fischfang auf den norddeutschen Seen hauptsächlich mit stehendem Gezeug betrieben. Das sind Reusen und Stellsäcke, die so wenig Ertrag bringen, daß nichts bis in den großen Magen Berlins gelangt. Daneben ist gelegentlich auch noch ein kleines Zuggarn in Betrieb, dessen Fänge für den Lokalbedarf ausreichen. Eine Ausnahme macht das Zugnetz, das am Spirdingsee zum Fang der Maränen angewendet wird. Diese Coregonenart ist, geräuchert, eine weltbekannte Delikatesse, die weithin verschickt wird. Die Fische des ganzen masurischen Seengebiets ziehen bereits im August aus dem flachen Spirding in den über dreißig Meter tiefen Beldahnsee, wo bei dem kleinen Örtchen Wiersba der Fang stattfindet. Der Boden des Sees ist dort sandig, ohne jeden Pflanzenwuchs. Die Untersimme des Netzes wird stark beschwert, so daß sie den Boden abstreift.

Jeder Zug, der auf derselben Stelle angelegt wird, bringt im Durchschnitt ein Schock Maränen, selten mehr. Das Ufer ist von den Händlern belagert, die sich um die Verteilung des Fanges heftig streiten. Was sie von dem Inspektor des Pächters zugeteilt erhalten, wird gleich in einem Kahn nach dem nahen Nikolaiken geschickt, wo die Fische alsbald geräuchert und noch warm verpackt an demselben Abend bereits zum Versand bei der Bahn aufgeliefert werden.

Die eigentliche Herbstfischerei beginnt erst, wenn die Weißfische, die sich den Sommer hindurch in den flachen Uferregionen aufgehalten haben, anfangen, sich in die Tiefen des Gewässers zu begeben, um dort ihre Winterquartiere zu beziehen. Dorthin folgen ihnen auch die Raubfische, die von ihrem Fang leben: Hecht, Zander und Barsch. Das Zugnetz, das im Herbst zur Anwendung gelangt, ist wesentlich größer als das Sommergarn. Seine Flügel sind länger und höher, der lange Sack kann auch einen großen Fang aufnehmen. Um es einige hundert Meter vom Ufer auf die Tiefe auszuwerfen, verwendet man entsprechend lange Zugleinen, die auf Winden aufgerollt sind. In nassem Zustand ist es so schwer, daß zwei große Kähne gebraucht werden, um es fortzuschaffeu.

Bis zu den Kähnen werden die Flügel, die einen weiten Raum umschlossen haben, mit Hilfe der Winde herangezogen. Dann fassen die Fischer mit den Händen zu. Je zwei Mann holen die Ober- und die Untersinne ein, während der Garnmeister die nach dem Ufer zu fliehenden Fische durch heftige Stöße mit einem Sturgel nach dem Sack zurücktreibt. Die Fänge sind verschieden groß. Manchmal ergibt ein Zug nur wenige Mandel Fische, manchmal einige Zentner. Dann werden die wertvollen Raubfische mit einem Käscher aus der Masse herausgefischt, um lebend verschickt zu werden. Die Weißfische breitet man auf dem Lande aus, wo sie absterben und aus-

kühlen, um dann in Eis verpackt verschickt zu werden. Ihr Preis verträgt nicht den lebenden Versand in Wasserfässern.

Die größte Herbstfischerei wird am Spirding betrieben. Er ist trotz seiner Größe sehr flach. Sein Wasser wird daher im Winter so kalt, daß die meisten Fische es nicht vertragen. In hellen Scharen wandern sie zu den tiefen Nebenarmen ab. An der Stelle, wo sie in einer Seenenge das Hauptbecken verlassen, findet der Fang statt. Mehrere große Zugnetze werden nebeneinander ausgelegt. Und kaum ist der Zug beendigt, so wird er sofort auf derselben Stelle wiederholt. Etwa vierzehn Tage dauert der Betrieb, bis der Durchzug vorüber ist. Täglich werden mehrere hundert „Solanken", das sind leicht gezimmerte Fässer, die etwa zwei Zentner Fische fassen, gefüllt und sofort bis zur nächsten Bahnstation gebracht, um die Reise ins Reich anzutreten.

Von allen Weißfischen bleiben die Rotfedern, auch „Roddogen" genannt, am längsten in der Uferregion. An klaren, warmen Tagen sammeln und tummeln sie sich im warmen Sonnenschein auf den Blänken im Röhricht. Das zieht auch zahlreiche Hechte dorthin, die am Rande der Blänke auf Beute lauern. Mit kaum merklicher Bewegung schieben sie sich am Grunde unter die spielende Schar, um dann plötzlich blitzschnell in sie hineinzuschießen. Mit ihrer Beute lassen sie sich sofort wieder zu Boden sinken. Dort drehen sie den gefangenen Fisch, ohne ihn loszulassen, so, daß er mit dem Kopf voran in ihren Rachen und Magen hineinspaziert.

Die kleinen Fische scheinen kein Gedächtnis zu besitzen, denn das plötzliche Erscheinen des Hechtes treibt sie wohl zur Flucht, so daß sie wie Lichtstrahlen nach allen Seiten aus dem Wasser springen, im nächsten Augenblick aber tummeln sie sich wieder, als wenn nichts vorgefallen wäre, auf der Blänke, so daß der Hecht sich an derselben Stelle satt fressen kann.

Hier leistet das Staknetz dem Fischer wertvolle Dienste. Das ist ein sehr praktisches Gerät. Zwischen zwei Simmen, von Schwimmern und Senkern ausgespannt, hängt ein Netz, dessen Maschenweite nur 25 Millimeter beträgt. Auf beiden Seiten ist es von einer Netzwand bedeckt, deren Maschenweite 10 Zentimeter betägt. Der große Fisch, der auf das Netz stößt, zieht die innere, feinmaschige Netzwand, die einen reichlichen Überschuß besitzen muß, durch eine grobe Masche der hinteren Außenwand zu einem Beutel aus, aus dem er sich nicht mehr zu befreien vermag.

Mit einem solchen Netz geht der Fischer an einem klaren Herbsttage zum Hechtfang. Langsam und leise fährt er am Rande des Röhrichts entlang. Nicht selten verrät der Hecht seinen Standort durch einen Rumpler, wenn er zwischen die Rotfedern schießt. Dann hält der Fischer den Kahn an und schiebt, während sein Gehilfe das Boot auf der Stelle hält, mit einer etwa acht Meter langen, dünnen Stange das Netz aus. Zuerst muß ein Flügel quer durchs Rohr bis zum Ufer herangeschoben werden, der andere außen am Rohr entlang. Dann beginnt der Fischer, mit der Stange das Rohr abzusuchen. Selten entweicht der Hecht in die Tiefe. Meist versucht er, sich am Ufer entlang fortzuschleichen. An windstillen Tagen kann der Fischer den Weg des Tieres an der Bewegung der Rohrhalme verfolgen. Und sobald der Hecht stehen geblieben ist, versucht man ihn durch einen Stoß mit der Stange zu treffen. Es ist das einzige Mittel, ihn schnell ins Netz zu treiben. Denn der Hecht benimmt sich schlau wie ein Fuchs. Oft schleicht er schon, wenn das Netz ausgeschoben wird, nach den offenen Seiten davon, oder er bleibt unbeweglich dicht vor dem Netz stehen und wartet, bis es aufgehoben wird, oder er drückt sich so fest an den Boden, daß der Fischer mit der Stange ihn nicht findet. Trotzdem pflegt die Ausbeute eines Tages recht erheblich zu sein.



Bunte Chronik



Der Hund als Schatzgräber.

Ein Jagdhund entpuppte sich in der Nähe von Greenwich als ein unfreiwilliger Schatzgräber. Als er ein Kaninchenloch ausgrub, förderte er nicht das gesuchte Tier sondern einen Schatz von Gold und Silber hervor. Es handelt sich um Münzen aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts.

*

Eulenspiegel als Steuerzahler

Eine französische Automatenfirma, deren Chef sich sicherlich an den Streichen Eulenspiegels geschult hat, wurde in diesen Tagen von einem Pariser Zivilgericht dazu verurteilt, noch 4 Millionen Franken Steuern nachzuzahlen. Diese hohe Summe kam aus den Einnahmen mit den Schokoladenautomaten zusammen, die in allen Städten Frankreichs aufgestellt sind. So schmerzlich die Entscheidung des Gerichts für die Firma auch sein mochte, sie mußte sich dem Urteil fügen. Sie tat es jedoch nicht, ohne eine kleine Rache zu nehmen. Die Automaten-Einnahmen waren in Zehn-Centimes-Stücken zusammen gekommen. Also, meinte der Eulenspiegelchef, müßte man auch in der gleichen Münze die Steuern entrichten. Vor das zuständige Finanzamt fuhren nun vier Lastwagen vor, die mit Geld voll beladen waren. Natürlich nur mit Zehn-Centimes-Stücken. Zuerst lehnte das Finanzamt die Annahme dieser Art von Steuerzahlung ab. Dann kam ein Notar, der ein Protokoll über die Weigerung aufnahm und schließlich entschloß sich das Finanzamt doch, um den Streit zu beenden, die Klein-Münzen anzunehmen. Sie räumte einen Saal und ließ die 4 Millionen Franken dort ablegen.

*

Wetten auf das Wetter.

Obwohl die wissenschaftliche Wetterkunde und Wettervorhersage gerade in den letzten Jahren erhebliche Fortschritte gemacht hat, bleiben doch noch viele Rätsel zu lösen übrig. Wäre dem nicht so, dann hätte die kanadische Polizei nicht auf den Gedanken kommen können, eine Wetter-Lotterie durchzuführen. Bei diesem Unternehmen konnte man auf die künftige Witterung wetten. Setzte man auf „Sonnenschein" und der Himmel blieb an dem genannten Tage blau, so hatte man einige hundert Mark gewonnen. Natürlich konnten solche Prognosen, besonders wenn sie auf gut Glück und vielleicht sogar nur durch die Hoffnung bestimmt gemacht wurden, auch schief gehen. Immerhin konnte die Lotterieleitung einen Wochenumsatz von rund 5000 Mark verbuchen.

*

Austernschalen — 2000 Jahre alt.

In der im Südosten Englands gelegenen Stadt Colchester wurden durch Ausgrabungen interessante frühgeschichtliche Funde freigelegt. Es handelte sich u. a. um Austernschalen, die sehr warscheinlich aus der Zeit der Eroberung Englands durch die Römer stammen. Auf Grund bestimmter Anzeichen wird auch vermutet, daß die Austern für die Bürger Roms einen beliebten Einfuhrartikel darstellten.



Lustige Ecke





Der Mann oben: „Ach, Schultze, reich' mir doch den Hammer!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.